

"Die großen Trainer haben doch alle gesoffen"

Von Henning Sußebach

Die Fußball-Bundesliga startet in ihre achtunddreißigste Saison, das klingt nach Kontinuität, aber das Einzige, was bei den achtzehn Trainern kontinuierlich ist, ist die Frage: Werde ich in der neununddreißigsten Saison auch noch da sein?

Trainer? Für den Job fand sich bei uns niemand, er stand noch nicht einmal zur Diskussion. Stürmer wollte jeder gerne spielen, Torwart auch, und sogar Schiedsrichter. Wer auf unserer Straße Schiri war, konnte zwischen den Garagentoren seinen Bauch rausstrecken, damit er dick und wichtig aussah, auch wenn das schnell im Kreuz wehtat. Er durfte sich Bierdeckel in die Hosentasche stecken und wieder rausziehen und dann ausgiebig als Karten benutzen, was manchmal in Tränen, Hass und Spielabbrüchen endete. Schiedsrichter, das war Macht. Aber Trainer, das wäre Ohnmacht gewesen. Ein Trainer wurde nicht gebraucht, ein Trainer hätte rumstehen müssen, während wir anderen rannten, spielten, schossen. Das wird der Grund gewesen sein, warum wir nach den Hausaufgaben überhaupt nicht an einen Trainer dachten.

Vielleicht lag es aber auch ein bisschen an Ernst Happel.

Happel ist nie in unserer Straße gewesen, trotzdem hatten wir Angst vor ihm. Denn Happel sah aus, wie er hieß: Ernst. In einer Zeit, in der es für uns nur Zukunft gab und aufgeschlagene Knie noch problemlos heilten, ließ sein Gesicht uns erstmals ahnen, dass das Leben doch ein Ende haben könnte. Dass es Spuren hinterlässt, auf der Haut und auf der Seele. Als wir damals auf dem Asphalt spielten und alle eine glorreiche Nationalstürmerzukunft als Klaus Allofs oder Karl-Heinz Rummenigge vor uns hatten, trainierte Happel den Hamburger SV, seit einigen Jahren schon. Was hatte die Zeit aus ihm gemacht? Es waren viele Fotos von Happel in der Zeitung. Auf diesen Bildern sahen wir wirre graue Haare. Wir sahen Tränensäcke, groß und schwer wie Hängematten. Und wir sahen einen nikotinsaugenden Mund, ein schwarzes Loch mit blassen Lippen drum herum.

Happel sah damals schon wie tot aus, und 1992 starb er wirklich, mit 66 Jahren, wenn das Leben doch eigentlich erst anfangen soll. In der Tagesschau, so wichtig war die Meldung, sagte eine Sprecherin, es sei der Krebs gewesen; Magenoperationen hatte Happel ja schon einige gehabt. Aber es war nicht der Krebs. Es war der Fußball. Es scheint, als stürben dauernd Trainer. Erst im letzten Jahr ist Werner Fuchs tot umgefallen. Er war fünfzig und

trainierte Alemannia Aachen. Bei einem Waldlauf mit der Mannschaft kippte er ins Laub und stand nicht mehr auf. Der Stress. Der Druck. Das Herz. Es ist ein zersetzendes Geschäft, und an diesem Wochenende geht es wieder los.

Die Fußball-Bundesliga startet in ihre achtunddreißigste Saison, das klingt nach Kontinuität, aber das Einzige, was bei den achtzehn Trainern kontinuierlich ist, ist die Frage: Werde ich in der neununddreißigsten Saison auch noch da sein? Vier von ihnen sind in der vergangenen Spielzeit entlassen worden, 251 waren es seit 1963, dem ersten Jahr der Liga. Das sind sieben pro Saison. Geht es nach der Statistik, können sich an diesem Wochenende die Trainer in den Stadien mit Worten begrüßen, die wie eine Verabschiedung klingen: "Viel Glück und alles Gute. Nächsten Sommer ist einer von uns beiden nicht mehr dort, wo er jetzt ist." Dann setzt sich jeder auf sein Bänkchen und hofft, dass es den anderen trifft.

Warum lässt sich ein Mensch auf so etwas ein? Bei Dienstbeginn lächelnd einem Präsidenten die Hand zu schütteln, obwohl er weiß, dass es dieser Präsident ist, der ihn auch wieder entlassen wird?

Vermutlich, weil er es nicht anders kennt. Ob Otto Rehhagel, Ottmar Hitzfeld, Felix Magath, Jürgen Röber, Ewald Lienen oder Werner Lorant - fast alle Bundesligatrainer waren früher Fußballprofis. Die Liga ist ihr Kosmos. Matthias Sammer, jetzt mit 32 Jahren der jüngste aller Bundesligatrainer, hat auf die Frage nach dem Reiz seines neuen Jobs bei Borussia Dortmund geantwortet: "Ich weiß nicht, ob es so etwas wie eine Berufung gibt. Ich weiß nur: Ich will gar nicht ohne Fußball zurechtkommen." Das Geld allein kann es nicht sein. Natürlich verdienen Trainer gut. Erst bekommen sie Millionen dafür, dass sie ihre Arbeit machen, und dann Millionen dafür, dass sie ihre Arbeit nicht mehr machen. Abfindung heißt so was. Aber die Trainer von heute haben schon als Spieler von gestern viel verdient, sie brauchen das Geld nicht. Auch nicht Sammer, der Europameister von 1996, Europas Fußballer des Jahres, der beste deutsche Libero seit Franz Beckenbauer. Bei Sammer ist es so: 1997, am 4. Oktober, spielt Borussia Dortmund bei Arminia Bielefeld. Sammer schmerzt das Knie, er lässt sich auswechseln und ahnt nicht, dass er nie wieder eingewechselt werden wird. Anfangs ist da nur eine Schleimhautfalte, so ein harmloses Wort. Die Schleimhautfalte wird operiert, doch dann entzündet sich das Knie und wird nicht mehr gesund. Sammer hat zwei Jahre Zeit gehabt zu überlegen, was werden soll mit diesem Knie, mit dieser Infektion, mit der Zukunft und mit ihm. Er ist zu dem Schluss gekommen, dass es einfach nicht sein kann, dass so kleine Viren eine so große Karriere beenden. "Ich muss nach wie vor lernen, diese Situation anzunehmen", sagt er, "vielleicht lerne ich das nie, weil ich es nicht verstehe." Statt grüblerisch zu werden, macht Sammer als Trainer weiter. Dort, "wo das Leben ist", wie sein Kollege Peter Neururer sagt, der gerade mal wieder arbeitslos ist.

Das Leben? Das muss dieser Moment sein, in einem ausverkauften Stadion in Führung zu liegen. Die Sucht nach dem Erfolg, den man als Spieler schon hatte. Die Sehnsucht, geliebt zu werden, dieses Gefühl, wenn 50 000 Menschen den eigenen Namen in Silben zerlegen und rufen: "Matt-hi-as Sam-mer, der bes-te Mann der Welt". Jeder weiß, dass das übertrieben ist.

Jeder weiß, dass zur selben Zeit Ottmar Hitzfeld in München der beste Mann der Welt ist und Christoph Daum in Leverkusen und Frank Pagelsdorf in Hamburg und sogar Wolfgang Wolf in Wolfsburg. So viele beste Männer der Welt. Trotzdem tut es gut. Ottmar Hitzfeld sagt, er habe sich anfangs, noch in Dortmund, für diesen Lobgesang geschämt und sich hinten an die Wand seines kleinen Trainerkabuffs im großen Westfalenstadion gedrückt, damit ihn niemand sehen konnte. So stark war das Gefühl. Jetzt sagt Hitzfeld das nicht mehr.

Bringt ein Trainer Erfolg ins Stadion, ist die Verehrung immens. Ernst Happel hat sogar ein Staatsbegräbnis bekommen daheim in Wien. Sie haben seinen Sarg über die blaue Donau hinüber zum Zentralfriedhof getragen, und der Bundeskanzler hat eine Rede gehalten.

Wer so viel Verehrung erleben darf, bevor er stirbt, kann arrogant werden. Das ist jede Woche im Fernsehen zu verfolgen, wenn Otto Rehhagel interviewt wird. Sein Gesicht verrät noch vor den Antworten, dass er alle Fragen dumm und lästig findet. Man sieht das an Rehhagels Augen: Menschen, die auf andere herabblicken, senken ihre Lider. Rehhagel hat seine schon geschlossen.

Vielleicht ist das so, wenn ein Trainer drei Mal Meister und drei Mal Pokalsieger wird, und zwar nicht mit großen Klubs wie Bayern München oder Real Madrid, sondern mit Werder Bremen und dem 1. FC Kaiserslautern. Vielleicht muss ein Trainer seine Frau dann auch als Kulturministerin vorschlagen, weil ihr zu Hause ja doch nur langweilig ist. Er könne sich seine Beate "gut in der Politik vorstellen. Wir lieben Oper, Theater, Ballett", hat Rehhagel einmal gesagt. Er, der gelernte Anstreicher und gelebte Aufsteiger, ist stolz darauf, dass er ins Theater geht. Das hat er als Kind in Essen nie getan. Jetzt zitiert er Goethe, wo es nur passt.

Ein bisschen eitel sind sie alle. Auch Jürgen Röber von Hertha BSC Berlin. Als Röber noch selber Fußball spielte, bei Nottingham Forrest, haben die Engländer ihn "Candyman" gerufen, weil er ihnen so zuckersüß erschien und so schön lächeln konnte mit seinen weißen Zähnen. Jetzt ist Röber sechsvierzig, kein junger Mann mehr, dafür in einem Alter, in dem man dankbar ist für Komplimente. Es war in diesem Frühjahr, als die Zeitschrift "Sportbild" den attraktivsten Bundesligatrainer kürte. Röber siegte, "Typ Robert Redford" stand unter seinem Foto. Da ist Röber in der Geschäftsstelle des Vereins den ganzen langen Flur entlanggelaufen, über den blauen Teppich am Büro des Managers vorbei und an allen anderen Büros, er hat seinen Kopf in jede Tür gesteckt und gerufen: "Hallo, ich bin s, Redford."

Wenn Röber ahnen würde, wie er in zehn Jahren aussieht, würde er wohl sofort aufhören als Trainer.

Denn wer kann schon auf drei, vier Feldern gleichzeitig arbeiten, ohne dass es ihn strapaziert und faltig macht? Jürgen Röber hat zwischen dem Ober- und dem Unterring des Berliner Olympiastadions ein kleines Büro, ganz nah am Marathontor. Das Fenster ist milchig verglast, damit niemand hineinschauen kann. Wer trotzdem einmal einen Blick ins Zimmer werfen darf, sieht zunächst nur Chaos. Da sind Socken, Telefone, Sonnenbrillen, alte Fußballschuhe, neue Fußballschuhe, Hemden, zwei teure Anzüge an einer Kleiderstange und auf dem Schreibtisch karierte Taktikblöcke, auf denen Fußballfelder vorgezeichnet sind.

Es ist ein Chaos der Symbole. Jedes einzelne steht für die vielen Ansprüche an einen Trainer: Socken und Fußballschuhe braucht er für die tägliche Arbeit mit den Spielern. Hemden und Anzüge sind für die Einladung ins "Aktuelle Sportstudio". Die Taktikblöcke dienen der wissenschaftlichen Arbeit am Spielsystem. Auf diesem Papier muss ein Trainer Schicksal spielen - Schicksal für die Spieler, weil an deren Leistung wiederum das eigene Schicksal hängt. Auf dem Taktikblock legt der Trainer fest, welcher Spieler spielt und wo der spielt. Wenn ein Spieler nicht so läuft, wie es der Trainer ihm aufgezeichnet hat, wenn er nicht den Pfeilen folgt und es dann Niederlagen gibt, wird der Trainer irgendwann entlassen, und es beugt sich sein Nachfolger über den Block.

Leider müssen die Spieler von heute nicht nur gesagt bekommen, wie sie laufen müssen. Matthias Sammer sagt ihnen auch schon, wie sie sitzen sollen. In Dortmund war es nämlich lange so, dass der eine Millionär dem anderen Millionär die eine Million mehr geneidet hat. Das war nicht gut, die Mannschaft hat zu oft verloren, weil es nur noch Grüppchen gab, Gehaltsgruppen fast, die sich nicht mehr verstanden. Deshalb achtet Sammer jetzt auf eine stetig wechselnde Sitzordnung beim Mittagessen. Das klingt sehr schlau, aber eigentlich ist es traurig.

Mehr als bei den Spielern hilft Sammer diese Idee noch bei den Medien. Die Medien sind wichtig, weil die Fans den Trainer ihres Lieblingsklubs ja selten persönlich kennen, sondern doch nur aus der Zeitung oder aus dem Fernsehen. Deshalb darf ein Trainer nicht "als" mit "wie" verwechseln und sollte auch nicht zu oft "ja gut, ich sag mal" sagen, weil er unter Journalisten dann als dumm gilt und bald auch bei den Anhängern. Besser ist es, beim Essen die Sitzordnung zu wechseln. Die Zeitungen nennen Sammer schon einen "Trainer-Fuchs". Da wirken auch die roten Haare.

Mit seinem neuen Titel hat Sammer es geschafft: Schon vor seinem ersten Einsatz hat er ein Image. Das hilft. Im Bundesligatheater ist Charakterköpfen die Trainerrolle sicherer als Typen wie Thomas Schaaf. Von dem ist kaum mehr bekannt, als dass er bei Werder Bremen arbeitet. Wenn er weg ist, wird ihn niemand vermissen. Deshalb arbeitet jeder Trainer an seinem Ruf, und die Medien arbeiten mit. Beschleunigt durch die öffentliche Wahrnehmung, die anfangs vielleicht nur aus Vorurteilen besteht, konturieren sich die Trainer immer mehr. Christoph Daum ist der Esoteriker und Psychologe, Ottmar Hitzfeld ist der souveräne Mann der Disziplin, Jürgen Röber ist der ehrliche Arbeiter, und Felix Magath ist der Schleifer. Er heißt sogar schon "Quälix".

Es sind Kleinigkeiten, die diese Bilder immer wieder bestätigen. Als Magath bei Eintracht Frankfurt im Mai mit knallharter Konditionsarbeit den Abstieg verhindert hatte, sagte einer seiner Spieler: "Ich weiß nicht, ob er auch die Titanic gerettet hätte. Aber die Überlebenden wären fit gewesen." Bei Ottmar Hitzfeld verstärkt sich das Bild vom Mann der Disziplin alleine dadurch, dass er, wenn er "Profis" sagen will, von "Proffis" spricht, mit mindestens drei f. Das klingt so viel strenger als das übliche dahingegähnte "Prohffis".

Eduard Geyer von Energie Cottbus gilt als harter Hund, weil er einer ist. Aber er ist auch ein harter Hund, weil er als einer gilt. Jetzt hat er erzählt, dass seine Spieler aufstehen müssen, wenn er die Kabine betritt. Und dass er "kotzen" muss, wenn er Männer mit langen Haaren und Ohrringen sieht. Die Menschen erwarten das von ihm, wie sie von Christoph Daum irgendetwas Psychologisches erwarten. Wenn Daum seine Spieler über Scherben laufen lässt, bestellt er deshalb gleich einen Fotografen von der "Bild"-Zeitung dazu, damit es auch wirklich jeder mitbekommt.

Ewig nutzt das aber auch nicht. Wenn einer Niederlage noch eine folgt und noch eine und noch eine, rufen die Zuschauer im Stadion trotz Scherben und Proffis mit drei f, dass der Trainer "raus" muss. Vielleicht rufen sie ein wenig später als bei einem Nobody. Die Medien machen mit, weil sie Probleme sowieso lieber personalisieren als analysieren. Dann sitzt der Trainer alleine am Spielfeldrand und merkt: Es gibt keinen anderen Beruf, in dem ein Mensch sich so viel Hämme und Wut anhören muss wie diesen. Er kann ja nicht einfach die Tür zumachen. "Das ist eine Extremsituation", sagen die Trainer dann, aber sie denken: "Jetzt ist die Kacke am Dampfen."

Sie können sich schlecht wehren, die Leute glauben ja, der Trainer gehört ihnen. Als sei er ihr Besitz und stünde zu ihrer Verfügung. Das ist sogar in guten Zeiten so. Auch ein Grund, weshalb Ottmar Hitzfeld mit dem FC Bayern zur Saisonvorbereitung lieber aufs Land fährt als in die Stadt. Diesen Sommer war Hitzfeld in Friedewald in der hessischen Provinz. Das Dorf liegt da, wo früher mal das Zonenrandgebiet gewesen ist, wo Autorität noch was gilt und die Kinder nicht sagen: "Ey, Hitzfeld, unterschreib mal hier." Sie fragen: "Lieber Herr Hitzfeld, könnte ich bitte ein Autogramm bekommen?" Der Trainer war so glücklich. Er wäre am liebsten dort geblieben.

Jetzt ist Hitzfeld wieder in der Stadt, und weil er eine gute Mannschaft hat, wird es wohl wieder eine glückliche Beziehung zwischen ihm und München geben. Wenn eine Stadt allerdings unzufrieden wird mit ihrem Trainer und der Trainer auch mit seiner Stadt, dann sagt er: "Ich bin nicht mit Berlin verheiratet." Der Satz ist Mode geworden, es wird ihn sicher bald in anderen Ausführungen geben. Ich bin nicht verheiratet mit Gelsenkirchen, nicht verheiratet mit Hamburg, mit Bochum, Köln. Die Trainer mögen diesen Satz, weil er in ihren Ohren

lässig klingt und eine Drohung ist: Wenn ihr mich nicht mehr wollt, dann gehe ich eben woanders hin, so ist das Geschäft.

Aber das ist eine Lüge. Denn aus dem Satz klingt Verletzlichkeit. Einmal ankommen und dort heimisch werden und es bleiben - das will der Mensch. Von einem Ort zum anderen ziehen - das muss der Trainer. Das sind unterschiedliche Lebensrhythmen, die nicht zusammenpassen. Deshalb gibt es Trennungen, die kränken und dann krank machen. Zwar sagt Felix Magath, er liebe das Risiko und "die Situation, wo ich nicht genau weiß: Schaffe ich es oder schaffe ich es nicht?" Aber das ist nur ein Spruch. Viele Trainer mögen eben diese Ungewissheit nicht. Deshalb werden sie abergläubisch. Sie wollen sich an etwas festhalten. Wie Berti Vogts an seinem Teddybär.

Die Geschichte ist zu ernst, um darüber zu lachen. Wie alles bei Berti Vogts, der schon als Spieler seine weißen Stutzen zwar wusch, aber nicht wechselte, bis Borussia Mönchengladbach wieder einmal verlor. Der Bär kam vor vier Jahren in sein Leben, 1996 war das. Vogts, der Bundestrainer, wollte mit der deutschen Nationalmannschaft zur Europameisterschaft nach England fliegen. Beim Einchecken in Frankfurt schenkte ihm ein Fan den weißen Teddy, im Flugzeug saßen Berti und der Bär schon einträchtig nebeneinander, und im Mannschaftshotel teilten sie ihr Zimmer.

Wem sogar der Aberglaube nicht mehr hilft, dem hilft der Alkohol. Oder beides, wie Udo Lattek. 1987, als Sportlicher Direktor beim 1. FC Köln, zog Lattek seinen blauen Pullover nicht mehr aus, weil das Team gewann, solange er ihn anhatte. Köln gewann damals ziemlich oft. Lattek muss froh gewesen sein, dass seine Wahl nur auf einen Pullover gefallen war und nicht auf eine Unterhose.

Als Lattek dann in diesem Frühjahr noch einmal für fünf Spieltage Platz nahm auf einer Trainerbank, dieses Mal auf der Borussia Dortmunds, war ein alter Mann aus ihm geworden. Er stand auf dem Übungsgelände wie ein Bademeister und machte Handbewegungen, als wollte er sagen: Nicht vom Beckenrand springen. Er musste sich und seine blaurote Haut vor der Sonne schützen. Und weil jeder "es" wusste, sagte er schon von sich aus, sein Lieblingsgetränk sei "Wodka Feige, ohne Feige".

Natürlich erzählten sie sich in Dortmund die alten Geschichten, wie Lattek als Trainer der Bayern eine Hotelwand mit Orangen, Äpfeln und Birnen bewarf, was "wie geklebter Obstsalat" aussah, wie der Spieler Beckenbauer damals sagte. Oder wie Lattek als Trainer von Schalke 04 nach einem 1:6 statt Auslaufen Aussaufen anordnete. Lattek sprach daraufhin vom Alkohol als Auszeichnung: "Die großen Trainer haben doch alle gesoffen."

Also muss Ewald Lienen ein kleiner Trainer sein. Er säuft nicht. Trotzdem ist auch seine Geschichte eine traurige, obwohl Lienen gerade eben mit Köln in die erste Liga aufgestiegen ist. Als Spieler von Borussia Mönchengladbach war Lienen ein Mensch, bei dem Eduard Geyer sich übergeben müsste: Er trug lange Haare. Er war in der Friedensbewegung aktiv. Er gründete eine Spielergewerkschaft. Er gab ungern Unterschriften, es war ihm peinlich, weil er spürte, wie er sich über andere Menschen erhob, wenn er Autogrammkarten verteilte wie ein Pfarrer Hostien. Als Lienen nach 333 Bundesligaspielen seine Karriere beendete, begann er, Pädagogik zu studieren. Da war klar: Fußball ist nicht alles im Leben.

Ist es doch. Manchmal ist Fußball sogar zu viel für ein Leben. Heute rennt Lienen als Trainer aufs Feld und reißt dem Schiedsrichter die Rote Karte aus der Hand, bevor der sie einem seiner Spieler zeigen kann. Er hat auch schon Fotografen angepöbelt und in eine Kamera getreten. Lienen spricht nicht mehr über Politik, über den Frieden oder über Atomstrom. Lienen spricht darüber, dass der Platz zu holprig war, wenn seine Mannschaft verloren hat, obwohl die andere doch auf demselben Feld gespielt hat. Die "Süddeutsche Zeitung" schrieb kürzlich, Lienen, der Intellektuelle, habe heute ein Gesicht, das aussieht wie ein leerer Eimer.

Wer ihn so sieht mit seinen zusammengekniffenen Augen und Lippen, mit verkrampften Muskeln und wippenden Füßen, der wird nicht mehr glauben, dass das Traineramt ein Traumjob ist. Es ist ein Zwang. Bis heute will kein Kind auf der Straße den Trainer spielen, erst recht nicht später einer werden. Sicher haben auch Ottmar, Christoph, Otto, Jürgen und Felix nie gesagt, dass sie Trainer werden wollen, bevor sie zu den Herren Hitzfeld, Daum, Rehhagel, Röber und Magath wurden.

Kinder sind vernünftig. Das Leben? Das muss dieser Moment sein, in einem ausverkauften Stadion in Führung zu liegen.

Die Zeichnungen // Die Trainer hat der Münchner Cartoonist Rudi Hurzlmeier für dieses Magazin gezeichnet. Hurzlmeier, Jahrgang 1952, war unter anderem Tankwart, Dressman, Hotelbuskoch, Obduktionsassistent und Kulissenbauer, bevor er sich Mitte der 80er-Jahre der Karikatur zuwandte. Er arbeitet u. a. für "Titanic" und den "Stern".

Der Eismann // Vielleicht wird man so, wenn man wie Ottmar Hitzfeld das jüngste von fünf Kindern war. So kühl. So kalt. So kontrolliert. Zumindest nach außen. Unruhe ist ja doch nur Schwäche. Und Schwäche bringt Niederlagen. Und Niederlagen bringen den Trainer in Bedrängnis. Dann lieber regungslos regieren und sich noch mehr Falten ins Gesicht grämen. Je weiter die Saison fortgeschritten ist, desto verzehrter sieht Bayerns Trainer aus. Aber das ist auszuhalten. Hitzfeld weiß ja, dass er es ist, der am letzten Spieltag lachen wird.

Der Hauptmann // Der Star ist die Mannschaft? In Cottbus ist Eduard Geyer der Star, weil ihm das Etikett "letzter DDR-Auswahltrainer" anhaftet, weil er vom Kämpfen bis zum Umfallen spricht, als sei Fußball Krieg, und weil die Spieler Angst vor ihm haben sollen, zumindest Respekt. Sie müssen aufrecht sitzen in den Theoriestunden und aufstehen, wenn er die Kabine betritt. Steigt Energie ab, wird es heißen: So darf ein Trainer heute nicht mehr arbeiten. Bleibt Energie drin, wird es heißen: Gut, dass einer die Wohlstandsbubis mal richtig quält.

Der Schattenmann // Matthias Sammer ist bei Borussia Dortmund neu im Amt und doch schon altgedient. Er war bereits als Spieler ein Trainer, er hat gemäkelt und gemotzt wie ein Minister im Schattenkabinett, er hat alles besser gewusst. Das hat weder dem Trainer gefallen noch den Spielern. Die haben sogar Tabellen geführt - eine aus Spielen mit ihm und eine aus Spielen ohne ihn, um zu zeigen, dass es ohne Sammer besser ging. Ging es aber nicht. Denn seit Sammer sich verletzte, krankte auch Borussia. Deshalb ist er jetzt Trainer. So richtig.

Der Dickmann // Es ist so unfair wie ein Foul von hinten, aber es gibt Trainer, zu denen fällt einem nicht viel ein - aber viel auf. Bei Frank Pagelsdorf zum Beispiel, dass er sehr dick ist. "Buddha" nennen sie ihn beim Hamburger SV. Das ist gar nicht so falsch, denn Pagelsdorfs Herz ist so weich wie die Hülle. Pagelsdorf hat oft geweint, als er noch Trainer von Hansa Rostock war. 1995 beim Aufstieg, 1996, als seine Mannschaft knapp den Europacup verpasste, 1997 beim Abschied. Nur in Hamburg hat er noch nicht geweint. Da regnet es genug.

Der Hampelmann // Werner Lorant hat eine soziale Ader. Nicht, dass der Trainer von 1860 München ehrenamtlich Essen ausfährt oder Altkleider sammelt. Lorants soziale Ader schlägt im linken Halsbereich und zeigt - wenn sie besonders dick pulsiert - der Umwelt dankenswerterweise an, sich von ihm fern zu halten, weil Lorant gerade zu explodieren droht. Kein Trainer ist impulsiver als er, keiner raunzt lauter, keiner ist treffsicherer beim Trinkflaschenwerfen. Lorant ist gefährlich. Er hat immer einen dicken Hals. Aber das sieht man ja.

Der Stressmann // Christoph Daum, der Gehetzte, der Gequälte, der Gestresste, sieht zwar nicht aus wie ein Bundestrainer, er wird es aber trotzdem. Ein Jahr steht noch aus bis zur Beförderung, und bis dahin wird Daum versuchen, Bayer Leverkusen nicht nur schön spielen zu lassen, sondern auch mal zum Meister zu machen. Einen Psychologen nennt die Liga ihn, seit er seinen Spielern Scherben vor die Füße streute. Und einen Motivator, weil er schon mal Geldscheine an die Kabinenwand klebte. Aber diese Titel sind Daum egal - er will nur den einen.

Der Blaumann // Seit 1996 ist Jürgen Röber bereits Trainer von Hertha BSC, er hat viel bewegt in Berlin - doch den entscheidenden Ruck hat er sich noch nicht gegeben: den zum Kleiderschrank. Röber würde allzu gerne Anzug tragen an der Außenlinie, wie die großen Meistertrainer. Im letzten Jahr probierte er das in der Champions League, in der Bundesliga aber zeigte er sich wie eh und je im Jogginganzug, dem Blaumann der Trainer. Ehrlich und bodenständig sieht das aus, so ist auch sein Image, und das kleidet er lieber nicht neu ein.

Der Rekordmann // 1 014 Bundesligaspiele hat Otto Rehhagel schon mitgemacht, 201 als Spieler und 813 als Trainer. Das sind fast vierzig Jahre. Und das sind 1 014 Wochenenden, an denen er sich geärgert hat und an der Seitenlinie rumsprang und auf den Fingern pfiiff, anstatt mit seiner Frau mal eine schöne Radtour zu machen oder müßig spazieren zu gehen. Dafür ist Otto Rehhagel 1998 mit einem Aufsteiger, dem 1. FC Kaiserslautern, Deutscher Meister geworden. Das ist ebenso einmalig, wie es seine 1 014 Bundesligaspiele sind.